

Ryunosuke Akutagawa
Rashomon

Ryunosuke Akutagawa
RASHOMON

Erzählungen

Aus dem Japanischen
von Jürgen Berndt

Sammlung Luchterhand

Herausgegeben, mit einer Nachbemerkung und
Anmerkungen versehen von Jürgen Berndt

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

9. Auflage
Sammlung Luchterhand
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1975, 1991
by Volk und Welt in der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-630-62012-1

www.luchterhand-literaturverlag.de

Rashomon

Eines Abends wartete ein Mann unter dem Rashomon auf das Ende des Regens.

Er war allein unter dem weit ausladenden Tor. Nur auf einer der mächtigen runden Säulen, von denen der rote Lack an vielen Stellen schon abblätterte, saß ein Heimchen.

Da die breite Suzaku-Allee am Rashomon vorbeiführt, hätte man annehmen können, daß außer dem Mann noch ein paar Marktweiber mit ihren Strohhüten oder einige Herren mit vornehmer Kopfbedeckung hier Schutz vor dem Regen gesucht hätten. Doch der Mann war allein. Der Grund dafür? In den letzten zwei, drei Jahren war ein Unglück nach dem anderen über die Hauptstadt hereingebrochen: Erdbeben, Wirbelstürme, Feuersbrünste, Hungersnöte. Die Stadt bot ein nie gesehenes Bild der Verwüstung. In alten Chroniken heißt es, daß Buddhastatuen und Tempelgerät zerschlagen und die mit rotem Lack überzogenen, mit Gold- und Silberfolie verzierten Hölzer an den Wegen gestapelt und als Brennmaterial feilgeboten wurden. Unter diesen Verhältnissen fand sich natürlich niemand, der sich die Pflege des Rashomon auch nur im geringsten hätte angelegen sein lassen. Füchse und anderes Götter machten sich das zunutze und suchten im Tor Unterschlupf. Auch Diebsgesindel hauste hier. Und schließlich wurde es sogar üblich, die Leichen, um die sich sonst niemand weiter kümmerte, einfach hierherzuschaffen.

So kam es, daß jedermann nur mit Unbehagen an diesen

Ort dachte und niemand gern den Schritt in die Nähe des Tores lenkte, sobald der Tag sich neigte.

Dafür fanden sich hier aber scharenweise die Krähen ein. Nicht zu zählen waren sie, wenn sie tagsüber ihre Kreise zogen und krächzend den Dachfirst umflogen. Wenn dann der Himmel über dem Tor im Abendrot erglühete, glichen sie ausgestreutem Sesamsamen. Sie kamen, um an den Leichen, die im Dach des Tores lagen, herumzuhacken. Heute jedoch, vielleicht weil es so spät war, ließ sich nicht eine Krähe blicken. Nur auf der stellenweise schon sehr verwitterten Treppe, in deren Rissen und Spalten langes Gras wuchs, leuchtete ihr Dreck wie helle Punkte.

Der Mann saß auf der obersten der sieben Steinstufen auf seinem verwaschenen blauen Überkleid. Er widmete seine ganze Aufmerksamkeit einem großen Geschwür auf seiner rechten Wange und starrte gedankenverloren in den strömenden Regen.

Wir sagten eingangs, daß der Mann auf das Ende des Regens wartete. Doch selbst wenn es nicht geregnet hätte, er hätte nicht gewußt, wohin er seine Schritte lenken sollte. In normalen Zeiten wäre er natürlich in das Haus seines Herrn zurückgekehrt. Indes, man hatte ihn vor ein paar Tagen aus dem Dienst entlassen. Wie schon erwähnt, war Kioto zu jener Zeit in einem noch nie gekannten Ausmaß zerstört und dem Verfall preisgegeben. Den Mann, der da von seinem Herrn, dem er lange Jahre gedient hatte, aus dem Hause gejagt worden war, hatte nichts als ein kleiner Ausläufer jener großen Woge allgemeinen Niedergangs erfaßt. Deshalb sollte man statt »der Mann wartete auf das Ende des Regens« wohl auch treffender sagen: »Der eingeregnete Diener hatte nirgends mehr ein Unterkommen und wußte sich keinen Rat mehr.« So war es wohl auch kaum allein der wolkenverhangene Himmel, der ihn traurig stimmte. Der Regen, der schon seit Stunden herniederströmte, schien nicht enden zu wollen. Während der herrenlose Diener gleichgültig lauschte, wie der Regen auf die Suzaku-Allee klatschte,

fragte er sich immer wieder: Wovon soll ich morgen nur mein Leben fristen? Ist mein Schicksal denn unabwendbar?

Laut prasselnd zog der Regen von fern heran und hüllte das Rashomon ein. In der Abenddämmerung wirkte der Himmel noch niedriger. Das schräge Ziegeldach des Tores schien die schweren, tiefschwarzen Wolken zu stützen.

Viel Zeit, zu wählen zwischen dem, was er tun oder was er lassen sollte, blieb dem Mann nicht. Entschied er sich für den ehrenhaften Weg, dann hatte er nur die Wahl, wo er Hungers sterben wollte: an einer Mauer oder am Straßenrand. Man würde ihn schließlich in dieses Tor bringen und, einem Hunde gleich, in eine Ecke werfen. Wenn er ... Wie oft seine Gedanken auch diesem gewundenen Weg folgen mochten, immer lief das Ergebnis auf das gleiche hinaus. Das Wenn blieb stets dasselbe entscheidende Wenn. Ihm war klar, daß er im Grunde keine andere Wahl mehr hatte; aber er brachte nicht den Mut auf, sich einzugestehen, daß die einzige Möglichkeit, diesem schicksalsschweren Wenn zu entgehen, Raub war.

Er nieste einmal kräftig und erhob sich mühsam. Der Abend in Kioto war so kühl, daß man sich nach einem wärmenden Feuer sehnte. Ungehindert strich der Wind, der das nächtliche Dunkel herantrug, durch die Säulen des Tores. Auch das Heimchen, das auf einem der rotlackierten Pfeiler gesessen hatte, war verschwunden. Der Mann zog den blauen Umhang, den er über dem gelblichen Unterzeug trug, über die Schultern, reckte den Hals und sah sich im Tor um. Er war entschlossen, hier den Morgen abzuwarten, vorausgesetzt, daß er einen Platz zum Schlafen fände, wo er vor Wind und Regen geschützt und vor den Augen zufälliger Passanten verborgen wäre.

Glücklicherweise fiel sein Blick auf eine breite, rotlackierte Leiter, die in das Dachgeschoß des Tores führte. Selbst wenn er dort oben Menschen begegnete, würden es gewiß nur Tote sein. Er setzte die Füße, die in Strohsandalen steckten, auf die unterste Leitersprosse, ängstlich darauf

bedacht, das Schwert, das an seiner Seite hing, nicht aus der Scheide gleiten zu lassen.

Nur wenige Augenblicke waren vergangen. Schon hatte er die breite Leiter zur Hälfte erstiegen, da schmiegte er sich plötzlich wie eine Katze nahe an die Sprossen, hielt den Atem an und spähte nach oben. Ein schwacher Lichtschein fiel aus dem Dachgeschoß auf die rechte Wange des Mannes, wo zwischen den Bartstoppeln das eitrige, entzündete rote Geschwür aufleuchtete. Von Anfang an hatte er fest damit gerechnet, hier oben nur Tote vorzufinden. Aber kaum war er weitere zwei, drei Stufen hinaufgeklettert, da sah er schon, daß irgend jemand nicht nur ein Licht angezündet hatte, sondern es sogar umherzutragen schien. Jedenfalls glaubte er aus dem tanzenden Widerschein des flackernden gelben Lichtes an der mit Spinnetzen behangenen Decke darauf schließen zu können. Gewiß war es kein gewöhnliches menschliches Wesen, das in dieser Regennacht hier im Rashomon ein Licht angezündet hatte!

Lautlos wie ein Gecko kroch er bis zur letzten Sprosse hinauf, schmiegte sich so eng wie möglich an die Leiter, streckte den Kopf, so weit wie er nur konnte, vor und spähte angsterfüllt in den Dachraum des Tores.

In der Tat hatte man, wie erzählt wurde, ohne viel Umstände eine Anzahl Leichen hier hergeworfen. Der Umkreis, den das Licht erhellte, war kleiner, als er anfangs angenommen hatte, und so konnte er nicht genau erkennen, wieviel Leichen eigentlich hier lagen. Doch er sah, wenn auch nicht deutlich, daß einige völlig nackt, andere dagegen in einen Kimono gehüllt waren. Es schienen sowohl Männer als auch Frauen zu sein. Wie sie mit weitgeöffnetem Mund, die Arme von sich gestreckt, in wirrem Durcheinander auf dem Fußboden lagen, glichen sie aus Lehm gekneteten Figuren, und man konnte anzweifeln, ob diese Menschen wirklich jemals gelebt hatten. Die für ewig Stummen schwiegen. Ein schwacher Schein des Feuers fiel ihnen auf Brust und Schultern, wodurch die Schatten auf den unteren Körperteilen noch dunkler wirkten.

Unwillkürlich griff sich der Mann an die Nase, denn der Verwesungsgestank war unerträglich. Aber schon im nächsten Augenblick vergaß die Hand, die Nase zuzuhalten. Ein Schreck hatte ihn plötzlich des Geruchssinnes beraubt.

Sein Blick war auf einen Menschen gefallen, der zwischen den Leichen kauerte: auf ein altes Weib, affenähnlich, klein, verhutzelt, weißhaarig, mit einem dunkelbraunen Kimono bekleidet. In der Rechten hielt es einen Kienspan, die Augen waren auf das Gesicht einer Leiche gerichtet, einer Frau, wenn man nach dem langen Haar urteilte.

Der Mann, von sechs Teilen Furcht und vier Teilen Neugier beherrscht, vergaß für einen Augenblick sogar zu atmen. Um mit den Worten des Verfassers einer alten Chronik zu sprechen: »Die Haare sträubten sich ihm an Kopf und Körper.«

Die Alte steckte den Kienspan zwischen die Dielen, nahm den Kopf der Leiche, die sie bis jetzt betrachtet hatte, in beide Hände und begann, wie eine Affenmutter, die ihr Junges laust, ihr die langen Haare einzeln auszureißen. Die schienen ganz leicht der Bewegung ihrer Hand zu folgen.

Mit jedem Haar, das das Weib ausriß, schwand die Furcht des Mannes. Statt dessen entflammte in seinem Herzen ein wilder Haß auf die Alte. Doch nein, »auf die Alte« ist vielleicht nicht ganz der richtige Ausdruck. Es war eher ein Abscheu gegen alles Böse und Schlechte, der sich von Minute zu Minute steigerte.

Wenn ihm in diesem Augenblick jemand von neuem die Frage vorgelegt hätte, die er sich vorhin unten im Tor selbst gestellt hatte, nämlich ob er verhungern oder sich entschließen wolle zu rauben – der Mann hätte jetzt wohl ohne Zögern den Hungertod gewählt. Wie das Feuer des Kienspans, den die Alte in eine Ritze gesteckt hatte, loderte der Haß in seinem Herzen.

Dabei wußte er noch nicht einmal, warum die Alte den Leichen die Haare ausriß. Folglich konnte er auch nicht sa-

gen, ob ihr Handeln aus Gründen der Vernunft als gut oder als böse bezeichnet werden mußte. Aber für ihn war es nun einmal ein unverzeihliches Verbrechen, in dieser Regennacht im Rashomon die Leichen ihrer Haare zu berauben. Natürlich dachte er nicht mehr daran, daß er vor wenigen Augenblicken noch selbst erwogen hatte, ein Dieb zu werden. Er nahm seine ganze Kraft zusammen und sprang mit einem Satz von der Leiter auf die Alte zu, die Hand am Knauf des Schwertes. Die Alte fuhr zusammen. Den Blick starr auf den Mann gerichtet, schnellte sie wie vom Katapult geschleudert hoch.

»Halt, wo willst du hin?« schrie er sie an. Er verspernte ihr den Weg, als sie über die Leichen davonstolperte und zu entkommen suchte. Sie stieß ihn zur Seite, aber er hielt sie fest. Eine Weile rangen die beiden wortlos miteinander. Über den Sieger gab es jedoch vom ersten Augenblick an keinen Zweifel. Schließlich packte er sie am Arm, drehte ihn herum und zwang sie zu Boden. Wie ein Hühnerbein, nur Haut und Knochen, war dieser Arm.

»Was machst du hier? Sprich! Wenn du den Mund nicht aufkriegst, helfe ich nach.«

Blitzschnell zog er sein Schwert aus der Scheide und schwang die blitzende Klinge vor den Augen der Niedergeworfenen. Aber die Alte schwieg. Ihre Hände zitterten. Sie rang nach Atem. Ihre Augen waren so weit aufgerissen, daß die Augäpfel aus den Höhlen zu quellen schienen, doch ihr Mund blieb hartnäckig verschlossen, als sei noch nie ein Wort über diese Lippen gekommen. Als er sie so vor sich sah, wurde er sich zum erstenmal in aller Deutlichkeit bewußt, daß das Leben der Alten jetzt völlig in seinen Händen lag, woraufhin sein lodernder Haß erlosch. Zurück blieb jenes angenehme Gefühl des Stolzes und der Zufriedenheit, das einen überkommt, wenn man ein Werk vollendet hat. Deshalb sagte er auch in einem etwas sanfteren Ton: »Ich bin kein Häscher der Polizei. Bin nur ein Wanderer. Mein Weg führte mich zufällig durch dieses Tor. Ich will dich

nicht binden und verhaften, sondern nur wissen, was du hier oben treibst!«

Als sie diese Worte hörte, wurden ihre ohnehin schon weit aufgerissenen Augen noch größer. Ihre Lider waren gerötet, ihr Blick, der stechend war wie der eines Raubvogels, haftete auf seinem Gesicht. Dann bewegte sie die Lippen, die man inmitten all der Runzeln kaum von der Nase unterscheiden konnte, als kaue sie etwas. In ihrem dünnen Hals hob und senkte sich der spitz hervortretende Adamsapfel. Schließlich drangen aus jenem Halse Laute, die in den Ohren des Mannes wie das Krächzen eines Raben klangen: »Ich zupfe das Haar aus! Ich zupfe das Haar aus! Will Perücken daraus machen!«

Der Mann war sehr enttäuscht, daß die Antwort so unerwartet gewöhnlich ausfiel. Mit dieser Enttäuschung schlich sich wieder der alte Haß in sein Herz ein, jetzt gepaart mit kalter Verachtung. Sein Gegenüber schien seine Gefühle zu erraten. Die langen Haare, die sie der Leiche geraubt hatte, noch in der Hand, erzählte die Alte mit flüsternder Stimme, die wie das Gekrache einer Kröte klang, diese Geschichte: »Gewiß, es ist sicher sehr schlecht, den Leichen die Haare auszureißen. Aber die Toten hier haben es ja nicht anders verdient. Denn diese Frau zum Beispiel, der ich soeben die Haare ausriß, schnitt Schlangen in vier Zoll lange Stücke, trocknete sie und verhökerte sie dann bei den Soldaten als Dörrfisch. Sie täte es vermutlich noch, wenn sie nicht an der Seuche gestorben wäre. Wie es heißt, hat ihr Dörrfisch sogar gut geschmeckt. Die Soldaten haben es nie versäumt, ihn als Beikost zum Reis zu kaufen. Ich kann in dem, was diese Frau tat, nichts Schlechtes sehen. Hätte sie es nämlich nicht getan, wäre sie verhungert. Und darum seh ich in meinem Tun auch nichts Böses. Tät ich's nicht, müßte ich Hungers sterben. Diese Frau, die unsere ausweglose Lage gut kannte, wird mir verzeihn.«

Das war ungefähr der Sinn der Geschichte, die die Frau ihm erzählte.

Der Mann steckte sein Schwert in die Scheide, ließ aber die linke Hand auf dem Knauf liegen, als er sich ungerührt die Geschichte anhörte. Die rechte Hand war mit der Eiterblase auf der geröteten Wange beschäftigt. Doch während er zuhörte, wurde ein gewisser Mut in seinem Herzen geboren, der Mut, der ihm vorhin unten im Tor gefehlt hatte. Aber es war ein Mut, der gänzlich anders war als jener, den er glaubte aufbringen zu müssen, als er in das Dachgeschoß des Tores hinaufgestiegen war und die Alte ergriffen hatte. Es war jetzt keine Frage mehr für ihn, ob er verhungern oder rauben sollte. Der Gedanke, Hungers sterben zu wollen, war aus seinem Bewußtsein so gründlich verbannt, als hätte er ihn nie gedacht.

»Stimmt das wirklich?« fragte er spöttisch, als die Alte ihre Erzählung beendet hatte. Dann trat er einen Schritt vor, nahm plötzlich die Rechte von dem Geschwür auf der Wange, packte die Alte am Kragen und sagte mit beißender Ironie: »Dann wirst du es mir auch nicht verübeln, wenn ich dich jetzt beraube. Tu ich's nicht, muß ich verhungern.«

Im Handumdrehen riß er ihr den Kimono vom Leib und warf sie, als sie versuchte, sich an ihn zu klammern, mit aller Gewalt auf die Leichen. Nur fünf Schritte, und er war an der Leiter. Den geraubten dunkelbraunen Kimono unter dem Arm, stieg er eilig in die Tiefe der Nacht hinab.

Eine Weile später richtete die Alte, die wie tot zwischen den Leichen gelegen hatte, ihren nackten Körper wieder auf. Ächzend und stöhnend kroch sie im Schein des noch immer flackernden Feuers zur Leiter. Sie starrte hinunter, ihr kurzes weißes Haar fiel ihr ins Gesicht. Doch draußen war nichts als tiefschwarze Nacht, unheimlich und undurchdringlich. Von dem Mann fehlte jede Spur.

September 1915

Der Affe

Wir waren gerade von großer Fahrt zurückgekehrt, und meine Zeit als Hangyoko, so nannte man auf den Kriegsschiffen die Kadetten, nahm nun ihr Ende. Es war am dritten Tag, nachdem die A., auf der ich fuhr, im Hafen von Yokosuka eingelaufen war, wohl gegen drei Uhr nachmittags, als mit sehr viel Nachdruck das Kommando »Landurlauber angetreten!« gepfiffen wurde. Wir nahmen an, die Steuerbordwache sei an der Reihe, und glaubten auch, daß alle bereits angetreten wären. Doch plötzlich ertönte das Signal »Alle Mann an Deck!«. Das kam wirklich nicht jeden Tag vor. Völlig im unklaren über die Situation, stiegen wir die Niedergänge hinauf und fragten einander: »Was ist denn bloß los?«

Als die Besatzung angetreten war, sagte der Erste Offizier sinngemäß etwa folgendes: »Kürzlich sind auf unserem Schiff einige bestohlen worden. Erst gestern, als der Uhrmacher aus der Stadt an Bord war, sind zwei silberne Uhren verschwunden. Deshalb findet sofort eine Leibesvisitation und eine Durchsuchung des persönlichen Eigentums aller Mannschaften statt ...« Von der Sache mit dem Uhrmacher hörten wir zum erstenmal. Daß einige bestohlen worden waren, wußten wir bereits. Einem Maat und zwei Matrosen hatte man das ganze Geld entwendet.

Da Leibesvisitation befohlen war, mußten sich alle splinternackt ausziehen, was allerdings nicht so schlimm war, weil glücklicherweise die Oktobersonne warm auf die im Ha-

fen schwimmenden roten Bojen schien und es überhaupt noch recht sommerlich war. Peinlich war nur, daß bei den Burschen, die sich an Land amüsieren wollten, französische Bilder zum Vorschein kamen. Und welch eine Aufregung herrschte erst, als Präservative ans Tageslicht gefördert wurden. Die Burschen liefen rot an und wanden sich, aber es war eben nichts mehr zu machen. Ein paar wurden von den Offizieren sogar geohrfeigt.

Die Besatzung war sechshundert Mann stark. Jeden zu durchsuchen dauerte natürlich seine Zeit. Die sechshundert nackten Seeleute, die das ganze Deck einnahmen, boten einen merkwürdigen Anblick. Die Männer mit den schwarzen Händen und Gesichtern gehörten zum Maschinenpersonal. Sie standen unter dem Verdacht, die Diebstähle begangen zu haben. Deshalb setzten sie eine furchtbar drohende Miene auf, sagten: »Wenn schon Leibesvisitation, dann aber gründlich!« und banden sogar den Lendenschurz ab.

Während auf dem Oberdeck alles von der Aufregung ergriffen wurde, begann im Zwischen- und Unterdeck die Durchsuchung des persönlichen Eigentums. Vor den Niedergängen hatten Kadetten Posten bezogen, so daß keiner von den Mannschaften nach unten gelangen konnte. Ich selber gehörte ausgerechnet zu denen, die den Befehl erhalten hatten, das Zwischen- und Unterdeck zu durchsuchen. Zusammen mit anderen Kadetten durchwühlte ich die Seesäcke und Kisten der Matrosen. Ich erlebte so etwas erstmalig auf diesem Schiff. In allen Winkeln herumzusuchen und tief in den Ecken, wo die Seesäcke verstaut waren, das Oberste zuunterst und das Unterste zuoberst zu kehren war scheußlicher, als ich mir vorgestellt hatte. Endlich entdeckte Makita, Kadett wie ich, das Diebesgut. Sowohl die Uhren als auch das Geld lagen in der Mützenschachtel des Signalgastes Narashima. Außerdem fanden sich noch einige Messer mit Perlmuttergriff an, die der Steward schon vermißt hatte.

Nach dem Kommando »Weggetreten!« hieß es sofort: »Signalgasten angetreten!« Die übrigen Mannschaften freuten

sich, besonders glücklich aber war das Maschinenpersonal, denn es hatte ja schließlich als erstes unter Verdacht gestanden. Doch unter den angetretenen Signalgästen fehlte Narashima.

Ich war noch zu unerfahren, um zu wissen, daß auf Kriegsschiffen selbst dann, wenn das Diebesgut aufgefunden ist, die Täter häufig unauffindbar bleiben. Mit anderen Worten: Sie begehen Selbstmord. Acht oder neun von zehn erhängen sich im Kohlenbunker. Ins Wasser springt kaum einer. Wie man mir erzählte, soll es auf unserem Schiff auch vorgekommen sein, daß sich einer mit dem Messer den Bauch aufgeschlitzt hat. Er wurde aber entdeckt, bevor er verblutete, und so konnte er noch gerettet werden.

Da es also bereits solch einen Fall an Bord gegeben hatte, erschrakten selbst die Offiziere, als kein Narashima zu sehen war. Besonders deutlich erinnere ich mich, wie unruhig der Erste Offizier wurde. Im letzten Krieg soll er sich durch große Tapferkeit ausgezeichnet haben, aber als er jetzt mit bleichem, sorgenvollem Gesicht dastand, wirkte er geradezu lächerlich. Wir schauten uns an, und die Verachtung, die in unseren Blicken lag, sollte besagen: Uns predigt er dauernd, wir müßten uns beherrschen, und nun ist er selber maßlos bestürzt.

Auf Befehl des Ersten Offiziers wurde sofort das ganze Schiff durchsucht. Nicht nur mich packte dabei eine Art freudiger Erregung. Uns erfüllte genau das Gefühl, mit dem das Volk in den Gassen zu einem Brand rennt. Wenn sich ein Polizist auf Verbrecherjagd begibt, mag ihm unter Umständen nicht gerade wohl zumute sein, weil er ja nicht weiß, wieweit der andere sich zur Wehr setzt, doch auf einem Kriegsschiff ist jeder Widerstand so gut wie ausgeschlossen. Nirgends ist die Trennung zwischen hoch und niedrig, zwischen uns und den Mannschaften so scharf und streng wie dort, so daß jemand, der nicht bei der Marine gedient und sie nicht selbst kennengelernt hat, sich einfach keine Vorstellung davon machen kann. Für uns war das ein

außerordentlich großer Vorteil. Geradezu mit Feuereifer rannte ich die Niedergänge hinunter.

Unter denen, die mit mir nach unten eilten, war auch Makita. In einer Art, als fände er die ganze Sache über alle Maßen interessant, schlug er mir von hinten auf die Schulter und sagte: »Mann, das erinnert mich an die Affenjagd von damals.«

»So schlimm wird's wohl nicht werden, denn unser Affe heute ist nicht so schlau und flink.«

»Unterschätze ihn bloß nicht, sonst geht er uns noch durch die Lappen.«

»Na, und wenschon, Affe bleibt Affe!«

So machten wir unsere Witze, als wir uns unter Deck begaben.

Den Affen, von dem die Rede war, hatte unser Artillerieoffizier in Brisbane, als wir auf unserer großen Fahrt Australien berührt hatten, geschenkt bekommen. Zwei Tage, bevor wir in Wilhelmshaven einliefen, wurde alles an Bord in helle Aufregung versetzt, denn der Affe hatte die Uhr des Kommandanten gestohlen und war damit verschwunden. Da uns die lange Fahrt mittlerweile ein wenig eintönig geworden war, durchstöberten wir im Drillichzeug, der Artillerieoffizier an der Spitze, mit viel Hallo das ganze Schiff von den Maschinenräumen bis hinauf zu den Geschütztürmen. Hinzu kam noch, daß sich eine ganze Menge Tiere an Bord befanden, die der eine oder andere gekauft oder geschenkt bekommen hatte. Als wir nun umherrannten, packten uns Hunde am Bein, Pelikane begannen zu schreien. Sittiche flatterten aufgeregt in ihren Käfigen, die an Seilen hingen. Es war, als sei ein Brand in den Stallungen eines Zirkus ausgebrochen. Inzwischen war der Affe, niemand wußte wo und wie, auf das Oberdeck gelangt. Die Uhr in der Hand, schickte er sich an, den Mast hinaufzuklettern. Doch dort oben arbeiteten gerade zwei oder drei Matrosen, die ihn natürlich nicht entkommen ließen. Einer von ihnen packte den Affen im Genick und fing ihn ohne Schwierigkeiten mit blo-

Ben Händen. Da lediglich das Uhrglas zerbrochen war, verlief die Sache recht glimpflich. Der Artillerieoffizier schlug vor, der Affe solle zur Strafe zwei Tage lang nichts zu fressen bekommen; aber, es war wirklich zum Lachen, ausgerechnet der Artillerieoffizier hob noch vor Ablauf der Frist die Strafe auf und gab dem Affen Mohrrüben und Kartoffeln. »Er ist zwar bloß ein Affe, aber er machte einen so niedergeschlagenen Eindruck, daß er mir leid tat«, sagte er.

Obwohl die beiden Vorfälle im Grunde genommen herzlich wenig miteinander zu tun hatten, waren wir doch, als wir Narashima suchten, in einer ganz ähnlichen Stimmung wie damals, als wir Jagd auf den Affen machten.

Ich erreichte das Unterdeck als erster. Wie Sie vielleicht wissen, ist es dort unangenehm düster. Hier und dort schimmerten polierte Messingteile und lackierte Eisenplatten. Ich konnte mich eines eigentümlichen, beklemmenden Gefühls nicht erwehren. Kaum war ich in dem Halbdunkel zwei, drei Schritte in Richtung Kohlenbunker gegangen, da sah ich, daß aus der Ladeluke des Kohlenbunkers der Oberkörper eines Mannes herausragte. Vor Schreck hätte ich beinahe aufgeschrien. Die Beine voran, versuchte der Mann gerade, sich durch die enge Luke zu zwängen. Eine Mütze verdeckte sein Gesicht, das ich ohnehin nicht hätte erkennen können, denn in dem Dämmerlicht war selbst der Oberkörper nur ein dunkler Schatten. Doch instinktiv sagte ich mir: Das ist Narashima. Stimmt es, dann war er also dabei, in den Kohlenbunker zu klettern, um Selbstmord zu begehen.

Eine sonderbare Erregung überkam mich, ein nicht mit Worten zu beschreibendes Prickeln, als wäre mein Blut in Wallung geraten. Vielleicht ergeht es einem Jäger ähnlich, wenn er, das Gewehr im Anschlag, plötzlich das Wild auf sich zukommen sieht. Meiner Sinne kaum noch mächtig, sprang ich zu dem Mann hin. Flinker als ein Jagdhund packte ich ihn an den Schultern.

»Narashima!« Meine Stimme, die frei war von jedem Ton des Vorwurfs oder Tadels, überschlug sich ganz eigenartig

und zitterte. Daß es sich tatsächlich um den Dieb Narashima handelte, braucht wohl nicht mehr gesagt zu werden.

Narashima, der bis zur Hüfte in der Luke steckte, sah mich ruhig an und versuchte auch nicht, meine Hände abzuschütteln. Nein, es genügt nicht, einfach »ruhig« zu sagen. Er mühte sich mit allen Kräften, und so war es eher eine erzwungene Ruhe, eine hilflose, machtlose, sich ins Unvermeidliche schickende Ruhe, wie sie einer halbzerbrochenen Rahe innewohnt, die mit ihren letzten schwachen Kräften in die ursprüngliche Lage zurückzukehren sucht, wenn der Sturm sich gelegt hat. Da ich auf keinen Widerstand stieß, mit dem ich doch insgeheim gerechnet hatte, fühlte ich mich auf einmal unzufrieden. Als ich schweigend in das zu mir aufschauende »ruhige« Gesicht blickte, packte mich die Wut. Nie wieder habe ich solch ein Gesicht gesehen. Selbst ein Teufel wäre in Tränen ausgebrochen, hätte er in dieses geschaut. Trotz allem werden Sie, die Sie dieses Gesicht nicht gesehen haben, sich keine Vorstellung davon machen können. Ich vermag Ihnen von den in Tränen schwimmenden Augen zu erzählen. Auch das krampfhaftes Zucken in den Mundwinkeln können Sie sich vielleicht noch vorstellen. Selbst sein schweißnasses, bleiches Gesicht zu beschreiben wäre ein leichtes, würde es sich nur darum handeln. Aber nicht einmal ein Dichter könnte mit Worten den Ausdruck des Entsetzens wiedergeben, der aus all diesen Einzelerscheinungen entstand. Das behaupte ich mit ruhigem Gewissen sogar vor Ihnen, der Sie Novellen schreiben. Ich spürte, daß dieser Ausdruck wie ein Blitz in meinem Herzen etwas zertrümmerte. Als ich das Gesicht des Signalgastes sah, bekam ich einen Schock.

»Was machst du hier?« fragte ich unwillkürlich. Und dieses Du klang mir sogleich, als hätte ich mich selber damit gemeint. Wenn man mich gefragt hätte: Was machst du hier?, was hätte ich darauf wohl antworten können? Vielleicht: Ich will diesen Mann als Verbrecher entlarven?

Wer hätte es über sich gebracht, ruhigen Herzens solch

eine Antwort zu geben? Wer hätte in dieses Gesicht sehen und so etwas sagen können? Jetzt, da ich Ihnen das erzähle, scheint es, daß das alles einige Zeit gedauert hätte. Tatsächlich aber überkamen mich diese Gewissensbisse in Bruchteilen von Sekunden. Und gleichzeitig drangen zwar schwach, aber doch deutlich die Worte an mein Ohr: »Ich schäme mich!«

Für Sie mag es vielleicht so klingen, als hätte mein eigenes Herz das zu mir selbst gesagt. Ich spürte nur, daß diese Worte meine Nerven peinigten wie Nadelstiche. Und in der Tat, am liebsten hätte ich damals meinen Kopf vor etwas Mächtigerem, als wir es sind, gebeugt und zusammen mit Narashima gesagt: »Ich schäme mich!« Ich nahm die Hände von seinen Schultern und stand gedankenverloren vor dem Kohlenbunker, als wäre ich der Dieb, den man gefaßt hat.

Was weiter geschah, werden Sie sich gewiß vorstellen können, ohne daß ich Ihnen davon erzähle. Narashima wurde in die Arrestzelle gesperrt und am nächsten Tag in das Marinegefängnis von Uruga eingeliefert. Ich spreche nicht gern darüber, aber dort läßt man die Häftlinge oft »Granaten transportieren«, das heißt, man zwingt sie, etwa zwanzig Kilo schwere Granaten immer wieder zwischen zwei einige Meter voneinander entfernten Gestellen hin und her zu schleppen. Spricht man von Qualen, so ist für die Häftlinge wohl keine größer als der »Granatentransport«. Läßt man eine nutzlose Arbeit – wie Wasser von einem Eimer in einen zweiten, vom zweiten wieder in den ersten schütten – nur oft genug wiederholen, dann begeht der Strafgefangene mit Sicherheit Selbstmord, so schreibt, glaube ich, Dostojewski in seinem Buch »Aufzeichnungen aus einem Totenhouse«, das Sie mir einmal geliehen haben. Und genau das tun die Häftlinge in Uruga. Daß sie nicht Selbstmord begehen, ist fast ein Wunder. Dorthin, nach Uruga, brachte man ihn, den Signalgast, den ich gefaßt hatte. Den sommersprossigen, kleinen, weichen Mann ...

Als ich am Abend jenes Tages mit den anderen Kadetten

an der Reling lehnte und über den in der Dämmerung versinkenden Hafen blickte, trat Makita neben mich und sagte scherzhaft: »Das ist dein Verdienst, daß der Affe lebend gefangen wurde.« Sicherlich glaubte er, ich sei insgeheim stolz darauf.

»Narashima ist ein Mensch und kein Affe«, entgegnete ich barsch und trat von der Reling zurück. Wahrscheinlich wunderten sich die anderen sehr, denn schließlich waren Makita und ich seit der Zeit, da wir gemeinsam die Marineschule besucht hatten, eng miteinander befreundet. Wir hatten uns noch nie gestritten.

Während ich auf dem Oberdeck vom Achterschiff zum Bug ging, rief ich mir mit heißem Herzen die Bestürzung des Ersten Offiziers, der um Narashimas Leben gebangt hatte, in die Erinnerung zurück. Als wir nach dem Signalgast wie nach einem Affen jagten, war der Erste Offizier der einzige gewesen, der menschlich gefühlt hatte. Und wir in unserer unsagbaren Dummheit hatten ihn deshalb verachtet. Mich überkam ein seltsam peinliches Gefühl, und ich senkte den Kopf. Ich ging auf dem dunklen Oberdeck zwischen Heck und Vorschiff hin und her und bemühte mich, so leise wie möglich aufzutreten, denn mir war, als würde ich mich schuldig machen, wenn Narashima in seiner Zelle laute, energische Schritte hörte.

Narashima soll die Diebstähle wegen eines Mädchens begangen haben. Zu welcher Strafe er verurteilt wurde, weiß ich nicht. Auf jeden Fall wird er wenigstens einige Monate an jenem düsteren Ort zugebracht haben; denn einem Affen erläßt man die Strafe, einem Menschen aber nicht.

August 1916

Das Taschentuch

Kinzo Hasegawa, Professor an der Juristischen Fakultät der Kaiserlichen Universität zu Tokio, saß in einem Korbessel auf der Veranda seines Hauses und las Strindbergs »Dramaturgie«.

Das Spezialgebiet des Professors waren Untersuchungen zur Kolonialpolitik. Deshalb wird es den Leser vielleicht etwas überraschen, daß sich der Professor ausgerechnet mit Strindbergs »Dramaturgie« beschäftigte. Doch Professor Hasegawa war nicht nur ein Wissenschaftler, sondern auch ein Pädagoge von Ruf, und darum warf er, soweit es ihm seine Zeit erlaubte, stets einen Blick in jene Bücher, die in irgendeiner Beziehung zum Fühlen und Denken seiner Studenten standen, selbst wenn es Arbeiten waren, die mit seinen Spezialstudien gar nichts zu tun hatten. So hatte er sich denn erst kürzlich der Mühe unterzogen, Oscar Wildes »De Profundis« und »Intentionen« zu studieren, nur weil die Schüler eines College, das er neben seinem Lehrstuhl leitete, diese Bücher voller Begeisterung lasen. Bei einer solchen Einstellung des Professors kann es also nicht verwundern, daß das Buch, in welches er sich gerade vertieft hatte, die moderne europäische Dramatik und Schauspielkunst behandelte. Kam doch hinzu, daß einige der Studenten, die unter seiner Obhut standen, Aufsätze über Ibsen und Strindberg oder über Maeterlinck verfaßten und daß es sogar einige Enthusiasten unter ihnen gab, die in die Fußstapfen dieser neueren Dramatiker treten und das Dramenschreiben zu

ihrer Lebensaufgabe machen wollten. Hatte der Professor ein Kapitel zu Ende gelesen, so legte er jedesmal das Buch mit dem gelben Einband in den Schoß und blickte eine Weile gedankenverloren auf die Gifu-Laterne, die auf der Veranda hing. Es war eigenartig – kaum löste er die Hand von dem Buch, entfernten sich seine Gedanken auch schon von Strindberg. Statt dessen mußte er an seine Frau denken, mit der zusammen er diese Laterne gekauft hatte. Der Professor hatte während seiner Studien in Amerika geheiratet. Seine Frau war eine Amerikanerin. Aber sie liebte Japan und die Japaner nicht weniger als er selber. Besonders angehen hatten es ihr die zierlichen Arbeiten des japanischen Kunsthandwerks. Deshalb entsprach es wohl weniger dem Geschmack des Professors als vielmehr der Vorliebe seiner Frau für alles Japanische, daß auf der Veranda eine Gifu-Laterne hing.

Wenn der Professor das Buch für eine Weile aus der Hand legte, dachte er also über seine Frau, über die Gifu-Laterne und über die durch diese Laterne repräsentierte japanische Kultur nach. Er war der Auffassung, daß die japanische Kultur, soweit es ihre materielle Seite betraf, in den letzten fünfzig Jahren bemerkenswerte Fortschritte gemacht hatte. Aber was ihre geistige Seite anlangte, so verdiente kaum etwas die Bezeichnung Fortschritt. Im Gegenteil, in dieser Hinsicht befand sie sich eher auf dem Wege des Verfalls. Daher hielt er es für die dringlichste Aufgabe der zeitgenössischen Denker, darüber nachzusinnen, wie diesem Verfall entgegenzuwirken wäre. Er selber war zu dem Schluß gekommen, daß dies nur mit Hilfe des den Japanern eigenen Bushido geschehen könnte. Man durfte den Bushido, den »Geist des Ritters«, nicht für die bornierte Moral eines Inselvolkes halten. Er beinhaltete vielmehr manches, was sich mit dem christlichen Geist der Länder Europas und Amerikas deckte. Wenn es gelänge, die Geistesströmungen in Japan in die Richtung des Bushido zu lenken, dann wäre das nicht nur ein Beitrag zur geistigen Kultur Japans. Es hätte darüber

hinaus den Vorteil einer leichteren Verständigung zwischen den Völkern Amerikas und Europas einerseits sowie dem japanischen Volk andererseits. Und es würde sicherlich auch dem Frieden in der Welt dienlich sein ... Der Professor träumte seit langem davon, in diesem Sinne so etwas wie eine Brücke zwischen Orient und Okzident zu werden. Es war ihm deshalb keineswegs unangenehm, daß seine Gedanken um seine Frau, die Gifu-Laterne und die japanische Kultur, die sich in der Gifu-Laterne repräsentierte, kreisten und als eine harmonische Einheit in sein Bewußtsein drangen.

Nachdem er sich wiederholt diesem befriedigenden Gefühl hingeeben hatte, spürte er jedoch, daß sich selbst beim Lesen seine Gedanken weiter und weiter von Strindberg entfernten. Er schüttelte ein wenig ärgerlich den Kopf und konzentrierte sich wieder auf die kleinen Druckbuchstaben. An der Stelle, wo er jetzt zu lesen anfang, stand: »Wenn ein Schauspieler eine bestimmte Ausdrucksweise für ein ganz gewöhnliches Gefühl gefunden hat und damit Erfolg erringt, dann neigt er leicht dazu, sich auf diese Darstellungsweise, gleichgültig ob sie den jeweiligen Umständen angemessen ist oder nicht, festzulegen, einmal weil es bequem ist und zum anderen weil er damit Erfolg gehabt hat. Das aber ist Manierismus ...«

Der Professor hatte eigentlich wenig Beziehungen zur Kunst und zum Theater schon gar keine. Selbst ins Kabuki-Theater war er so selten gegangen, daß er es an den Fingern einer Hand hätte herzählen können ... Einmal kam in einer Novelle, die einer seiner Studenten geschrieben hatte, der Name Baiko vor. Und dieser Name sagte dem Professor nichts, der sich sonst einer großen Belesenheit und eines guten Gedächtnisses rühmte. So rief er bei der nächstbesten Gelegenheit den Studenten zu sich und fragte ihn: »Sagen Sie, wer ist Baiko?«

»Baiko ...? Baiko ist ein Schauspieler, der zur Zeit am Kaiserlichen Theater in Marunouchi engagiert ist und dort

die Rolle der Misao im ›Taikoki Judamme‹ spielt«, antwortete der sehr gut angezogene Student in artigem Ton ... Wie gesagt, der Professor hatte keinerlei Beziehungen zum Theater und darum auch keine eigene Meinung zu den verschiedenen Darstellungsweisen, die Strindberg kurz und bündig abhandelte. Nur insoweit ihn das Geschriebene an die Theateraufführungen erinnerte, die er als Student in Europa gesehen hatte, vermochte es ihn ein wenig zu interessieren. Doch bot sich dabei ein Vergleich mit seinem Englischlehrer in der Mittelschulzeit an, der die Dramen Bernard Shaws nur gelesen hatte, weil er Redewendungen suchte. Aber Interesse bleibt Interesse, gleichgültig welche Gründe es hat.

Von der Decke der Veranda hing die Gifu-Laterne herab; sie brannte noch nicht. Und Professor Kinzo Hasegawa saß in einem Korbsessel und las Strindbergs »Dramaturgie«. Dieses dürfte dem Leser genügen, um zu entnehmen, daß es der Nachmittag eines jener langen Frühsommertage war. Doch soll mit alldem nun nicht gesagt sein, daß der Professor an Langeweile litt. Wer es so deuten wollte, würde das Gefühl, aus dem heraus ich schreibe, in geradezu schamloser Weise mißdeuten ... Nun aber mußte der Professor sogar mitten in seinem Strindberg aufhören. Denn das Mädchen war hereingekommen und hatte einen Gast gemeldet. Vorbei war es mit dem unschuldigen Vergnügen des Professors. So ein schöner langer Tag – aber die Welt schien dem Professor keine Ruhe gönnen zu wollen ...

Er legte das Buch beiseite und warf einen Blick auf die Visitenkarte, die ihm das Mädchen gegeben hatte. Auf dem steifen Papier stand in kleinen Lettern der Name Atsuko Nishiyama. Offenbar gehörte diese Frau nicht zu den Leuten, denen er schon einmal begegnet war. Sicherheitshalber aber ging der Professor, der einen großen Bekanntenkreis hatte, noch einmal alle Namen in seinem Gedächtnis durch, während er sich vom Sessel erhob. Doch er fand niemanden, den er mit diesem Namen in Verbindung bringen konnte. Schließlich steckte er die Visitenkarte als Lesezeichen in das

Buch und legte es in den Korbessel. Innerlich etwas unruhig, schob er seinen leichten seidenen Kimono zurecht und blickte dabei noch einmal flüchtig auf die Gifu-Laterne direkt vor seiner Nase. Es pflegt wohl immer in solchen Fällen so zu sein, daß der Besuchte, der den Besucher warten läßt, ungeduldiger ist als der Besucher, der warten muß. Da es sich um den stets auf Sitte und Anstand bedachten Professor Hasegawa handelt, braucht nicht sonderlich betont zu werden, daß es jedenfalls ihm immer so erging und nicht nur jetzt, wo er eine ihm unbekannte Besucherin erwartete.

Als er den richtigen Moment für gekommen hielt, öffnete er die Tür zum Empfangszimmer. Fast in demselben Augenblick, da er das Zimmer betrat und den Türkнопf losließ, erhob sich eine dem Aussehen nach etwa vierzigjährige Frau von ihrem Stuhl. Sie trug einen graublauen Kimono von einer Eleganz, die das Urteilsvermögen des Professors überstieg, und ihr Überwurf aus schwarzer Seidengaze stand vorn gerade so weit offen, daß eine rautenförmige Gürtelschnalle aus Jade sichtbar war. Das Haar trug sie, und das bemerkte selbst der Professor, der sonst gegen solche Dinge völlig gleichgültig war, nach Art verheirateter Frauen aufgesteckt. Das typisch japanische runde bernsteinfarbene Gesicht wirkte klug und mütterlich. Schon auf den ersten Blick war dem Professor, als sähe er dieses Gesicht jetzt nicht zum erstenmal.

»Mein Name ist Hasegawa«, sagte der Professor und begrüßte die Dame nicht allzu förmlich. Denn er hoffte, dann würde sie es von sich aus erwähnen, falls sie einander schon einmal begegnet sein sollten.

»Ich bin die Mutter von Kenichiro Nishiyama«, gab die Dame mit klarer Stimme zurück und erwiderte höflich seinen Gruß.

Als er den Namen hörte, erinnerte sich der Professor sofort. Kenichiro Nishiyama war einer jener Schüler gewesen, die Aufsätze über Ibsen und Strindberg schrieben. Wenn sich der Professor nicht täuschte, dann hatte der junge Mann

als Hauptfach deutsches Recht gewählt, und auch als er schon an der Universität studierte, war er noch oft mit seinen Problemen zu dem Professor gekommen. Im Frühjahr dieses Jahres war er an einer Bauchfellentzündung erkrankt und in die Universitätsklinik eingeliefert worden, wo ihn der Professor ein- oder zweimal besucht hatte. Daß er das Gesicht dieser Frau schon gesehen zu haben glaubte, kam also keineswegs von ungefähr. Der lebhaft junge Mann mit den dichten Augenbrauen und diese Dame glichen sich, wie man zu sagen pflegt, wie ein Ei dem anderen.

»Hm, Sie sind also Nishiyamas Mutter ...«

Der Professor nickte und wies dabei auf einen Stuhl auf der anderen Seite des Tischchens.

»Bitte. Nehmen Sie Platz!«

Nachdem sich die Dame für ihr unangemeldetes Erscheinen entschuldigt und nochmals tief verbeugt hatte, setzte sie sich auf den ihr angebotenen Stuhl. Bei der Gelegenheit nahm sie etwas Weißes, wohl ein Taschentuch, aus der Ärmeltasche ihres Kimonos. Als der Professor das sah, bedeutete er ihr zuvorkommend, daß sie sich doch des Fächers, der auf dem Tisch lag, bedienen möge. Unterdessen hatte er ihr gegenüber Platz genommen.

»Sie haben ein hübsches Heim.«

Die Dame sah sich ein wenig gezwungen im Zimmer um.

»Ach, wissen Sie, es ist viel zu groß, und ich habe schon lange nichts mehr darin machen lassen.«

Der Professor, an solche Komplimente gewöhnt, bot der Besucherin den kalten Tee an, den das Mädchen gebracht hatte, und erkundigte sich dann, um dem Gespräch eine Wende zu geben: »Wie geht es Ihrem Sohn? Hat er alles überstanden?«

»Ja. So ist es.« Die Dame legte förmlich beide Hände in den Schoß, hielt für einen Augenblick inne, fuhr dann aber ruhig, gefaßt und ohne zu stocken, fort: »Wegen meines Sohnes bin ich zu Ihnen gekommen. Am Ende hat alles nichts genützt. Er hat Ihnen, Herr Professor, manche Mühe bereitet ...«

Der Professor, der gedacht hatte, die Dame habe aus vornehmer Zurückhaltung nicht getrunken, wollte gerade den Becher mit dem schwarzen Tee an den Mund setzen. Denn er hatte sich gesagt, es würde besser sein, ein Beispiel zu geben, statt noch einmal zum Trinken aufzufordern. Aber als der Becher eben den weichen Bart des Professors berührt hatte, waren plötzlich diese Worte gefallen. Sollte er trinken? Oder sollte er nicht trinken? – Nur diese Frage beschäftigte ihn im ersten Moment, da er vom Tode des jungen Mannes erfuhr. Doch er konnte nicht ewig den Becher in der Hand halten. Also nahm er kurz entschlossen einen Schluck, und dann, während er die Brauen leicht zusammenzog, sagte er mit ersticker Stimme: »Das ist unfaßbar.«

»Als er im Krankenhaus lag, sprach er oft von Ihnen. Und obwohl ich weiß, daß Sie viel zu tun haben, wollte ich Sie doch unterrichten und Ihnen für all Ihre Mühe danken ...«

»Dazu besteht keine Ursache.«

Der Professor setzte die Schale ab, nahm statt dessen den blauen, mit Wachs überzogenen Papierfächer zur Hand und fuhr betroffen fort: »So hat also alles nichts mehr geholfen. Dabei sollte für ihn das Leben doch erst beginnen ... Ich bin lange nicht in der Klinik gewesen und hoffte, er sei längst auf dem Wege der Besserung. Wann ist er verstorben?«

»Gestern vor einer Woche.«

»In der Klinik ...«

»Ja.«

»Nein, damit hatte ich wirklich nicht gerechnet.«

»Alles, was wir tun konnten, haben wir getan. Und so bleibt einem nichts, als sich damit abzufinden. Natürlich fällt es schwer, aber was würde das Klagen helfen.«

Während die Dame so sprach, fiel dem Professor etwas Erstaunliches auf, nämlich daß ihre Haltung, ihr ganzes Benehmen durchaus nicht auf den Tod ihres eigenen Sohnes hindeuteten. Sie hatte keine Tränen in den Augen. Auch ihre Stimme klang ruhig. In ihren Mundwinkeln spielte so-

gar ein Lächeln. Wer ihre Worte nicht gehört hätte und nur ihr Äußeres sähe, der würde sicherlich meinen, diese Dame plaudere über die alltäglichsten Dinge der Welt. Das war es, was den Professor so sehr erstaunte.

... Vor langer Zeit war es, als der Professor in Berlin studierte. Damals starb Wilhelm I., der Vater des jetzigen Kaisers. Der Professor erfuhr davon in dem Café, das er häufig besuchte, und die Nachricht berührte ihn nicht sonderlich. Als er wie immer mit froher Miene, den Spazierstock in der Hand, nach Hause kam, stürzten die beiden Kinder seiner Wirtsleute, kaum daß er die Tür geöffnet hatte, auf ihn zu, hängten sich an ihn und begannen laut zu weinen. Er erinnerte sich – das zwölfjährige Mädchen trug eine braune Jacke und der neunjährige Junge eine halblange blaue Hose. Der kinderliebe Professor konnte sich nicht erklären, warum die Kinder so weinten. Er strich den beiden über das blonde Haar und fragte besänftigend: »Aber was habt ihr denn? Was habt ihr denn?« Doch die Kinder hörten nicht auf zu weinen. Schließlich sagten sie schluchzend: »Der alte Kaiser ist gestorben.«

Der Professor fand es sonderbar, daß selbst Kinder der Tod eines Staatsoberhauptes so sehr betrückte. Das gab ihm nicht nur Anlaß, über das Problem der Beziehungen zwischen einem Kaiserhaus und dem Volk nachzudenken. Diese unbeherrschten Gefühlsausbrüche, die er, seit er nach Europa gekommen war, so oft mit Erstaunen beobachtet hatte, berührten ihn, den Japaner und Verehrer des Bushido, immer wieder auf das eigenartigste.

Das Empfinden, das ihn damals beherrschte – eine Art Mischung von Mißtrauen und Mitleid –, konnte er einfach nicht vergessen, mochte er sich auch mühen ...

Und jetzt fand es der Professor umgekehrt in gleichem Maße sonderbar, daß die Dame, die ihm gegenüber saß, überhaupt nicht weinte.

Doch nach dieser ersten Entdeckung machte er sogleich eine zweite.

Die Unterhaltung zwischen Gastgeber und Gast war, nachdem sie von den Erinnerungen an den verstorbenen jungen Mann auf Einzelheiten aus seinem täglichen Leben übergegangen war, wieder zu den Erinnerungen zurückgekehrt. Durch irgendeinen Umstand war dem Professor der Fächer aus der Hand gegliitten und auf den Parkettfußboden gefallen. Das Gespräch war nicht so flüssig, daß es nicht eine kurze Unterbrechung gestattet hätte. Deshalb beugte sich der Professor vor und griff nach dem Fächer. Der lag unter dem kleinen Tisch genau neben den durch die Pantoffeln fast verdeckten weißen Tabi der Dame.

Zufällig streifte der Blick des Professors die Knie der Dame. Auf den Knien lagen die Hände, und sie hielten ein Taschentuch. Das allein war natürlich noch nicht die Entdeckung. Doch der Professor bemerkte, daß die Hände der Dame heftig zitterten. Und er bemerkte auch, daß die zitternden Hände das Taschentuch so krampfhaft gefaßt hatten, als wollten sie es zerreißen. Die Besucherin schien auf diese Weise ihre innere Erregung gewaltsam zu unterdrücken. Und er bemerkte schließlich, wie sich der umhäuelt Rand des zerknüllten seidenen Taschentuchs zwischen zierlichen Fingern bewegte, als ginge ein Windhauch hinweg. Die Dame lächelte mit dem Gesicht. In Wirklichkeit aber weinte sie, seit sie gekommen war, weinte sie mit dem ganzen Körper.

Als der Professor den Fächer ergriffen hatte und den Kopf wieder hob, zeigte sein Gesicht einen völlig veränderten Ausdruck, einen sehr schwer zu beschreibenden Ausdruck: Befangenheit – ein bißchen zu vordergründig – weil er etwas gesehen hatte, was er nicht hatte sehen sollen, und eine gewisse Befriedigung, die ihm das Bewußtsein dieser Befangenheit gab.

»Zwar habe ich selber keine Kinder, doch kann ich Ihren Schmerz nachfühlen«, sagte der Professor mit leiser, bewegter Stimme, während er, als blendete ihn etwas, den Kopf ein wenig übertrieben weit in den Nacken legte.

»Ich danke Ihnen vielmals. Doch was helfen jetzt alle Worte, sie bringen ihn mir nicht zurück ...«

Die Dame senkte leicht den Kopf. Nach wie vor lag ein Lächeln auf ihrem klaren Gesicht.

Es war zwei Stunden später. Der Professor hatte ein Bad genommen, hatte zu Abend gegessen, nach dem Abendessen ein paar Kirschen geknabbert und es sich dann wieder in dem Korbsessel auf der Veranda bequem gemacht.

Das weiche Dämmern des langen Sommerabends senkte sich herab. Auf der Veranda, deren Glastüren weit offen standen, war es noch keineswegs dunkel. Der Professor saß im Zwielflicht, das linke Bein über das rechte geschlagen, den Kopf an den Sessel gelehnt, und blickte gedankenverloren auf die roten Troddeln der Gifu-Laterne. Zwar hatte er das besagte Buch von Strindberg wieder zur Hand genommen, aber wohl noch nicht hineingeschaut. Wie sollte er auch! Waren seine Gedanken doch noch viel zu sehr mit dem tapferen Verhalten der Frau Atsuko Nishiyama beschäftigt.

Während des Essens hatte er seiner Frau die Geschichte von Anfang bis Ende erzählt und dabei die Haltung der Dame als ein Beispiel für den Bushido der japanischen Frau gepriesen. Seine Frau, die Japan und die Japaner liebte, war bewegt über das, was er berichtete. Und ihn beglückte es, daß er in seiner Frau eine eifrige Zuhörerinnen hatte. Seine Frau, die Dame von vorhin und dann die Gifu-Laterne – diese drei bildeten jetzt zusammen den ethischen Hintergrund für die Gedanken des Professors.

Es ist schwer zu sagen, wie lange der Professor seinen angenehmen Gedanken nachgegangen hätte, wenn ihm nicht plötzlich eingefallen wäre, daß er von einer Zeitschrift um einen Beitrag gebeten worden war. Diese Zeitschrift veröffentlichte unter dem Thema »Briefe an die heutige Jugend« die Ansichten bedeutender Männer des ganzen Landes zu Fragen der allgemeinen Moral. Von meinem heutigen Erlebnis ausgehend, werde ich rasch meine Ansichten nieder-

schreiben, dachte der Professor und kratzte sich ein wenig am Kopf.

Die Hand, mit der er das tat, hielt noch immer das Buch, doch erst in diesem Augenblick fiel es ihm wieder ein, so lange hatte er es gänzlich unbeachtet gelassen. Er schlug die Seite auf, wo er eine Weile zuvor, als er unterbrochen wurde, die Visitenkarte hineingelegt hatte. Das Mädchen war gerade eingetreten und zündete die Gifu-Laterne über dem Kopf des Professors an. So konnte er die Druckschrift, obwohl sie sehr klein war, gut lesen. Eigentlich verspürte er gar keine rechte Lust zum Lesen. Sein Blick schweifte über die Seite. Was sagte Strindberg da?

»Als ich jung war, erzählte man sich die wohl aus Paris herrührende Geschichte von dem Taschentuch der Frau Heiberg. Dabei ging es um die zwiefache Darstellung, bei der die Frau Heiberg mit dem Gesicht lachte, während ihre Hände das Taschentuch zerrissen. Wir nennen so etwas heute Mätzchen ...«

Der Professor ließ die Hand mit dem Buch in den Schoß sinken. Es war noch immer aufgeschlagen, und die Visitenkarte mit dem Namen »Atsuko Nishiyama« lag mitten auf der Seite. Aber das, woran der Professor jetzt dachte, war schon nicht mehr die Frau dieses Namens. Und es war auch nicht seine Frau oder die japanische Kultur. Es war ein nicht Greifbares, das die stille Harmonie dieser Dreieinigkeit zu zerstören drohte. Natürlich hatte die Darstellungsweise, die Strindberg verwarf, nichts mit den Problemen der praktischen Moral zu tun. Und dennoch barg der Hinweis, den diese Stelle gab, etwas, was die angenehme, wohlige Stimmung des Professors trüben zu wollen schien. Bushido und dann die Manieriertheit ...

Verstimmt schüttelte der Professor den Kopf, richtete den Blick wieder nach oben und starrte in das helle Licht der mit Herbstgräsern bemalten Gifu-Laterne ...

September 1916

Das Schicksal

Weil vor dem Eingang nur ein lose geknüpfter Vorhang hing, konnte man auch von der Werkstatt aus die Straße gut überschauen. Die Straße, die zum Kiyomizu-Tempel führte, war ständig belebt. Da kam ein Mönch, der einen Gong umgehängt trug. Da ging eine Frau, von Kopf bis Fuß vornehm gekleidet. Und da – ein seltenes Bild – fuhr eine von gelben Ochsen gezogene Karosse. All das tauchte von links oder rechts für einen kurzen Augenblick in den breiten Ritzen des Schilfrohrvorhanges auf und entschwand wieder. Das einzige, was sich unterdessen nicht im mindesten veränderte, war die Erdfarbe der schmalen Straße, auf die eine nachmittägliche Frühlingssonne warm herabschien. Ein junger Samurai, der von der Werkstatt aus versonnen die Straße beobachtet hatte, wandte sich, als wäre ihm plötzlich etwas eingefallen, an den Töpfer.

»Offenbar pilgern noch immer viele zur Kannon?«

»So ist es«, antwortete der Töpfer ein wenig unwillig, wohl weil er ganz in seine Arbeit vertieft war. Doch weder in der Miene noch in dem Gebaren des stupsnasigen alten Mannes mit den kleinen, etwas schalkhaft dreinblickenden Augen lag eine Spur von Unfreundlichkeit. Bekleidet war der greise Meister mit einem dünnen Leinenkittel. Und mit seiner schlaffen, zerknitterten hohen Mütze auf dem Kopf ähnelte er einer Gestalt aus den Bildrollen des Toba Sojo, die sich seit jüngstem großer Beliebtheit erfreuten.

»Vielleicht sollte auch ich einmal zum Tempel pilgern.

Denn ein Leben ohne Rang und Ansehen ist mir unerträglich.«

»Ihr scherzt!«

»Wieso? Wenn mir dadurch Glück zuteil wird, will ich gern frommen Herzens sein. Täglich zum Tempel zu gehen oder dort für einige Zeit im Gebet zu verweilen, das kostet nicht viel. Schließlich ist das alles doch nichts anderes als ein Handel mit den Göttern.«

Leichtfertig, wie nun einmal die Jugend ist, sagte das der Samurai, leckte sich die Unterlippe und schaute sich neugierig um.

In der Werkstatt, einem schilfgedeckten Schuppen, dessen Rückseite an ein Bambusdickicht stieß, war es so eng, daß man sich kaum zu bewegen wagte. Doch im Gegensatz zur Straße vor dem Vorhang, wo von einem Augenblick zum andern die Bilder wechselten, war es hier drinnen, mit den rötlichbraunen bauchigen Gefäßen, Töpfen und Krügen, die sanft eine laue Frühlingsluft umschmeichelte, so still und friedlich, daß man meinte, es hätte sich seit hundert Jahren nichts verändert. Nicht einmal Schwalben schienen unter dem First dieses Hauses zu nisten ...

Da der Alte schwieg, hub der junge Samurai von neuem an: »Er wird in all den Jahren mancherlei gehört und gesehen haben. Wie ist es? Greift die Kannon wirklich in das Schicksal eines Menschen ein?«

»Gewiß, ich hörte früher dann und wann, daß dem einen dies, dem anderen das zuteil geworden sei.«

»Und das wäre?«

»Das wäre ... Mit einem Wort läßt sich das nicht sagen. Und selbst wenn ich Euch davon erzählte, wüßtet Ihr am Ende wenig damit anzufangen.«

»Schade, wo mir der Sinn so nach frommem Glauben steht. Brächte mir die Kannon wirklich Glück, wollte ich gleich morgen ...«

»Steht Euch der Sinn nach Frömmigkeit? Steht Euch der Sinn nicht doch mehr nach einem Handel?«

Der Greis kniff die Augen zusammen und lachte. Das Lachen klang zufrieden, denn der Ton hatte unter seinen Händen nun die Gestalt eines Kruges angenommen.

»In Eurem Alter wird man der Götter Absicht kaum verstehen.«

»Das weiß ich wohl. Und gerade deshalb bat ich ihn, mich zu belehren.«

»Nun denn, es geht nicht darum, ob die Götter einem einen Dienst erweisen oder nicht, sondern vielmehr darum, ob das, was sie verheißen, dem, welchem es verheißen wurde, Gutes oder Böses bringt.«

»Aber wenn sie ihren Spruch verkünden, erfährt man doch, ob man Glück oder Unglück zu erwarten hat.«

»Ich weiß, Ihr werdet es nur schwer verstehen.«

»Unbegreiflich will mir das Gerede von Gut und Böse scheinen.«

Die Sonne neigte sich bereits. Die Schatten, die auf die Straße fielen, wurden immer länger. Und lange Schatten werfend, zogen in diesem Augenblick zwei Marktweiber, die beide einen Kübel auf dem Kopf trugen, draußen vor dem Bambusvorhang vorüber. Die eine hielt einen Kirschblütenzweig in der Hand, wohl ein Geschenk für die Daheimgebliebenen.

»Der Frau, die jetzt auf dem Westmarkt ihr Hanfgarn verkauft, wird es nicht anders ergehen.«

»Ich sagte doch schon, aus diesem Grunde will ich mich gern belehren lassen.«

Sie schwiegen eine Weile.

Der junge Samurai fuhr sich mit den Fingernägeln durch den Kinnbart und blickte auf die Straße. Was dort weiß wie Muschelschalen glänzte, waren sicherlich Blüten von dem Kirschzweig der Marktfrau.

»Will Er nun reden, Alter?« fragte schließlich der junge Samurai mit schläfriger Stimme.

»Gut, wenn Ihr erlaubt, sollt Ihr eine Geschichte hören. Eine Geschichte aus längst vergangenen Tagen.« Nach die-

ser Vorbemerkung begann der greise Töpfer zu erzählen. Er sprach langsam und bedächtig, wie nur jemand sprechen kann, den es nicht schert, ob die Tage lang sind oder kurz.

»Dreißig oder vierzig Jahre mag es mittlerweile her sein. Da begab sich jene Frau, damals war sie noch ein junges Mädchen, zur Kannon im Kiyomizu-Tempel, um eine Gnade von ihr zu erflehen. ›Wollt mir bitte‹, so bat sie, ›ein behagliches Leben gewähren!‹ Diese Bitte war verständlich, konnte sich doch das Mädchen, nachdem ihm die Mutter, der einzige Mensch, den es auf Erden hatte, gestorben war, nur mit Mühe durchs Leben schlagen.

Die Mutter des Mädchens war einst Wahrsagerin im Hakushu-Tempel gewesen und hatte sich eine Zeitlang eines regen Zuspruchs erfreut. Dann aber ging das Gerücht, sie hätte Umgang mit einem Fuchs, und schon blieben die Leute aus. Nun war sie eine stattliche Frau mit weißschimmernder Haut und sah jünger aus, als sie war, so wird denn ihre ganze Erscheinung nicht nur den Fuchs, sondern auch die Männer ...«

»Statt Einzelheiten über die Mutter hörte ich lieber die Geschichte der Tochter.«

»Das war auch nur zur Einleitung ... Also, nachdem die Mutter gestorben war, mochte sich das Mädchen mit seinen schwachen Kräften noch so plagen, es wollte nie zum Leben reichen. Und so kam es denn, daß das hübsche und auch kluge Mädchen, mutlos geworden, nur noch in Lumpen gekleidet, sich in den Tempel zum Gebet begeben hat.«

»Was? Ein so vortreffliches Mädchen war das?«

»Ganz recht. Sie hatte ein gutes Herz und ein hübsches Gesicht, so daß man sich ihrer, selbst wenn man abzieht, daß ich voreingenommen sein mag, wahrhaftig nirgends hätte zu schämen brauchen.«

»Schade, daß hier die Rede von längst Vergangenen ist«, sagte der junge Samurai und zupfte die Ärmel seines verschossenen blauen Gewandes zurecht. Der Greis schmunzelte und fuhr bedächtig fort, während in dem Bambusdik-

kicht hinter der Werkstatt ein Vogel sang: »Nach dreimal sieben Tagen, die das Mädchen im Gebet verbrachte, hatte es an dem Abend, da das Gelübde erfüllt war, einen Traum. Unter denen, die in der gleichen Tempelhalle weilten, soll ein buckliger Priester gewesen sein, der fortwährend irgendwelche magischen Formeln vor sich hin murmelte. Und dieses Gemurmel muß das Mädchen sehr beeindruckt haben, denn selbst als es eingeschlafen war, verstummte in seinem Ohr die Stimme des Priesters nicht. Erst hörte es sich an, als zirpten Grillen unter dem Fußboden – doch dann sagte diese Stimme klar und deutlich: ›Auf deinem Weg von hier nach Hause wird dich ein Mann ansprechen. Tue, was er sagt!‹

Das Mädchen schreckte auf, sah sich um und fand den Priester tief versunken seine Formeln beten. Sosehr es lauschte, es verstand kein Wort von dem, was der Priester redete. Zufällig schaute es zur Seite, und sein Blick fiel in dem schwachen Schein der Nachtlaterne auf das Gesicht der Kannon. Es war das würdevolle, unergründlich lächelnde Gesicht, zu dem das Mädchen viele Tage betend aufgeschaut, doch in diesem Augenblick schien es ihm, als würden ihm noch einmal die Worte zugeflüstert: ›Tue, was er sagt!‹ So vermeinte denn das Mädchen, daß dies eine Offenbarung der Kannon selber sei.«

»Da bin ich sprachlos.«

»Als das Mädchen nun in tiefer Nacht den Tempel verließ und die sanft abfallende Straße zum fünften Stadtbezirk hinunterging, da kam, wie zu erwarten stand, ein Mann und umfaßte es von hinten. Lau war die Vorfrühlingsnacht, doch leider sehr finster, und so war weder das Gesicht des Mannes noch seine Kleidung zu erkennen. Nur als das Mädchen sich seiner zu erwehren suchte, berührte es mit der Hand einen Schnurrbart. Aber schließlich war es ja die Nacht, in der sich des Mädchens Wunsch erfüllen sollte.

Gefragt nach seinem Namen, gab der Mann keine Antwort, und gefragt nach seinem Wohnsitz, schwieg er eben-

falls. ›Tue, was ich sage!‹ waren die einzigen Worte, die über seine Lippen kamen. Er hielt das Mädchen fest umschlungen und zog es mit sich fort, nordwärts und immer weiter nordwärts die Straße hinab, die zu jener Stunde menschenleer war, da hätte dem Mädchen kein Weinen und Jammern genützt.«

»Ja, und weiter?«

»Der Mann brachte das Mädchen in die Pagode des Yasaka-Tempels ... Doch was dort in jener Nacht geschah, darüber schweigt ein alter Mann wie ich am besten.«

Der Greis kniff wieder die Augen zusammen und lachte. Die Schatten auf der Straße waren mittlerweile länger und länger geworden. Ein leichter Wind hatte sich erhoben und trieb die hier und dort verstreuten Kirschblüten dicht an das Haus heran, und sie schimmerten jetzt als weiße Tupfen zwischen den Rinnsteinen.

»Mach Er keine Scherze!« Der junge Samurai strich sich nachdenklich den Bart. »Das ist doch nicht etwa alles?«

»Wenn das alles wäre, dann hätte ich darüber erst gar kein Wort zu verlieren brauchen.«

Der Greis fuhr mit den Händen behutsam über den Krug und erzählte weiter: »Als die Nacht sich lichtete, soll der Mann, wahrscheinlich war auch das vom Schicksal so vorherbestimmt, gesagt haben: ›Werde meine Frau!‹«

»Sieh einer an!«

»Obschon dies keine im Traum erlebte Offenbarung war, glaubte doch das Mädchen, es folge auch hierin nur dem Willen der Kannon, und nickte also. Nachdem sich dann die beiden ohne viel Umstände zugetrunken und damit ihren Bund besiegelt hatten, holte der Mann aus dem Innern der Pagode zehn Stücke Damast und zehn Stücke Seide hervor und gab sie seiner jungen Frau mit den Worten: ›Soviel fürs erste! ... Es ihm darin gleichzutun fiele Euch gewiß nicht leicht.«

Der junge Samurai grinste nur. Der Gesang des Vogels im Bambusdickicht war inzwischen verstummt.

»Und weiter sagte dann der Mann: »Gegen Abend bin ich zurück«, hastete davon und ließ die Frau allein. Sie kam sich jetzt erst recht einsam und verlassen vor. Und wie gescheit sie auch immer war, etwas ängstlich wurde ihr nun doch zumute. Um sich zu zerstreuen, sah sie sich in den Winkeln der Pagode um. Und was entdeckte sie? Unzählige Ledersäcke, bis zum Rand gefüllt mit Schätzen, mit Perlen und mit Goldstaub, ganz zu schweigen von den Damast- und den Seidenballen. Obwohl sie von Natur aus so leicht nicht den Kopf verlor, erschrak sie nun gewaltig.

Es trägt sich manches zu, aber da er solche Schätze hat, gibt es keinen Zweifel mehr, er ist ein Wegelagerer oder ein Einbrecher, so dachte sie bei sich. Sie hatte sich bisher nur einsam und verlassen gefühlt, jetzt aber packte sie eine entsetzliche Furcht, und sie vermeinte, es hier auch nicht einen Augenblick länger aushalten zu können. Wenn es das Unglück wollte und sie fiel den Häschern in die Hände, wer weiß, was dann mit ihr geschah!

In der Absicht, sich irgendwo eine Zuflucht zu suchen, wollte sie gerade zur Tür laufen, als eine heisere Stimme hinter den Ledersäcken sie hieß stehenzubleiben. Was Wunder, daß sie über alle Maßen erschrak, denn sie hatte natürlich geglaubt, allein in der Pagode zu sein. Sie schaute sich um und sah nun zwischen den aufgestapelten Säcken zusammengekauert ein Wesen hocken, von dem man nicht recht sagen konnte, war es einem Menschen oder einer See gurke ähnlicher. Es war eine triefäugige, runzlige, krumm-rückige, zwergenhafte Priesterin von etwa sechzig Jahren. Ob sie nun die Absicht der jungen Frau erraten hatte oder nicht, jedenfalls beugte sie sich, auf den Knien hockend, weit vor und sprach mit schmeichlerischer Stimme, die so gar nicht zu ihrem Äußeren paßte, ein paar Worte der Begrüßung.

Nun stand der jungen Frau keineswegs der Sinn nach einer Unterhaltung mit der Alten. Wenn sie jedoch herausbekommt, daß ich fliehen will, dachte die junge Frau, kann

es mir schlimm ergehen. So stützte sie sich denn mit Widerwillen auf die Säcke und begann lustlos ein Gespräch mit der Alten, die, nach allem, was sie sagte, dem Mann bisher den Haushalt geführt hatte. Lenkte die junge Frau aber die Rede auf die Geschäfte des Mannes, dann verstummte die Alte seltsamerweise. Zu allem Verdruß war sie auch noch schwerhörig, und weil deshalb jeder Satz ein paarmal gesprochen wurde, hätte die junge Frau vor Ungeduld am liebsten geweint ...

Inzwischen war es darüber Mittag geworden. Und während sie davon redeten, daß am Kiyomizu-Tempel schon die Kirschen blühten und daß die Brücke im fünften Stadtbezirk endlich fertig war, schlief die Priesterin zum Glück ein, was ihrem Alter zuzuschreiben sein mochte. Vielleicht lag es auch daran, daß die junge Frau mürrisch und nur schleppend sprach. Diese nun nutzte die Gelegenheit, schlich sich, dem Atem der Schlafenden lauschend, zum Ausgang und öffnete einen Spalt breit die Tür. Draußen auf der Straße war keine Menschenseele ...

Hätte sie sich jetzt davongemacht, wäre alles gut gewesen. Aber plötzlich fielen ihr der Damast und die Seide ein, die sie am Morgen geschenkt bekommen hatte. Leise ging sie zu den Ledersäcken zurück, um sich die Stoffe zu holen. Dabei stolperte sie jedoch über einen Sack mit Goldstaub und berührte aus Versehen mit der Hand das Knie der Alten. Die fuhr erschrocken auf, saß zuerst wie benommen da, umklammerte dann aber, als hätte sie plötzlich den Verstand verloren, die Beine der jungen Frau und begann, mit halb von Tränen erstickter Stimme hastig etwas vor sich hin zu plappern. Aus den wenigen verständlichen Bruchstücken war so viel zu entnehmen, daß sie Schreckliches zu gewärtigen habe, sollte die junge Frau entfliehen. Aber sie hatte kein Ohr für solche Reden, denn es ging am Ende auch um ihr Leben. Und so kam es dahin, daß die beiden miteinander rauften.

Sie schlugen sich. Sie traten sich. Sie bewarfen sich mit den Goldstaubsäcken ... Es war ein Lärmen, daß sogar die

Ratten fast aus ihren Nestern im Gebälk gepurzelt wären. Die Kraft der Alten in ihrer Raserei war nicht zu unterschätzen. Schließlich aber wirkte sich der Unterschied an Jahren doch aus. Als sich dann die junge Frau, nach Atem ringend, mit dem Damast und der Seide aus der Pagode stahl, gab die Priesterin schon keinen Laut mehr von sich. Später entdeckte man die Tote, sie lag mit blutverschmierem Gesicht, von Kopf bis Fuß mit Gold bestäubt, in einer düsteren Ecke der Pagode.

Als die junge Frau den Yasaka-Tempel verlassen hatte, suchte sie Bekannte auf, die an der Brücke im fünften Stadtbezirk wohnten, denn sie scheute belebte Gegenden. Die Bekannten waren arm und hatten selber kaum das Nötigste. Doch wohl weil sie ihnen ein Stück Seidenstoff gab, wurde sie freundlich aufgenommen, sie bereiteten ihr ein heißes Bad und kochten ihr Reisbrei. So konnte die junge Frau endlich erleichtert aufatmen.«

»Da fällt mir aber ein Stein vom Herzen.«

Der junge Samurai zog seinen Fächer aus dem Gürtel, öffnete ihn geschickt und blickte durch den Vorhang auf die von der Abendsonne beschienene Straße. Soeben waren fünf, sechs weißgekleidete Beamte laut lachend vorübergegangen. Ihre Schatten lagen noch auf der Straße ...

»Damit ist also die Geschichte zu Ende?«

»Nein, nein!« Der Greis schüttelte heftig den Kopf. »Als die junge Frau nun im Haus der Bekannten war, hob auf der Straße plötzlich ein Lärmen an, und sie hörte die Menschen schreien: ›Seht, dort! Dort, dort!‹ Wiederum packte sie die Angst, denn sie hatte ja kein reines Gewissen. Ist etwa der Räuber gekommen, sich an mir zu rächen? Sind es die Schergen, die mich holen wollen? Bei diesem Gedanken blieb ihr der Reisbrei im Halse stecken.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

»Daraufhin spähte sie vorsichtig durch eine Türritze und sah zwischen schaulustigen Männern und Frauen fünf, sechs Häscher, angeführt von einem Polizeikommissär, wür-